

SPIEGELWEGESCHI

Nr. 47

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

(Fortsetzung)

Alle diese unerklärlichen Erscheinungen hatten in den Kindern ein merkwürdiges Leben wachgerufen, das sich, den Erwachsenen unbekannt und vor ihnen verborgen gehalten, weiterpflanzte. Eine sonderbare Sehnsucht, ein ungewisser Hang nach dem Weiten, Geheimnisvollen, merkwürdige Gedanken entstanden, denen die Kinder mit großen Augen nachhingen; die nur das eine oder andere von ihnen mit flüsternd hervorgebrachten Worten zum Ausdruck brachte.

Am tiefsten war von diesen halb unbewussten Erscheinungen das älteste der Mädelchen in Baum gekommen, das mit seinem Brüderchen auf dem Schoß dasaß, während ihm auf den Füßen wie ein zusammengezolltes Bündel ein winziger, ausgezehrter Hund lag.

Das Mädelchen war einen Kopf größer als alle übrigen Kinder, hatte aber ein Gesicht, blass und so schmal, daß eins der Kinder es mit seinen kleinen Händen hätte ganz bedecken können. Ohne das überreiche, dicke, blonde Haar, das ihr in einem Zopf, der so dick wie einer ihrer Arme war, herunterhing, und ohne die merkwürdig großen, blauen Augen — das einzige, was an dem Mädelchen Farbe zeigte — hätte es eher einem vertrödelten, eingefunkenen Großmütterchen gleichgesehen, hatte die Backenknochen vorstehen, die Stirn und die Hände voll langer, gleichmäßig laufender Falten. So schwach, daß es jedem Bauer, der vorüberging und sie Lehni in die Karren füllten sah, Leid tat, wurde sie von einem finster blickenden, selten sprechenden Vater, den auch seine junge, schwarzhaarige, sanfte Frau vor einem Jahre schon verlassen hatte, doppelt scharf zur Arbeit angehalten. Sonntags dann saß sie da, in der Mitte der Kinder, unablässig die blauen Augen auf die Berge gerichtet, und flüsterte mit fremd anmutenden, sonderbar erregten Worten von alledem, was sie da hinten, hinter den Bergen sich dachte.

So wurden die Kinder noch erregter, das Traumleben in ihren blonden, eckigen Köpfen noch blühender. Mit der Zeit gewannen die runden, blauen Linien der Berge die ausschließliche Herrschaft über ihre Gedanken. Die Augen gingen nicht mehr davon weg. Wenn Abends bei den Kindern hier die Sonne untergegangen war und ein kühler Lufzug plötzlich vom Wasser heraufkam, dann leuchteten die Berge noch in einem goldenen, strahlenden Glanz. Die Kinder wußten wohl von den Erwachsenen und aus der Schule, daß es Berge waren, daß da, da hinten. Woran aber waren sie zusammengekehrt? Worauf standen sie? Wie kam es, daß sie nicht umfielen? Warum blieben sie immer an der einen Stelle, gingen nicht weg,

kamen nicht näher? Warum standen sie nicht hier auf den Wiesen, zwischen dem Wald und den Weiden? Und was endlich war hinter ihnen? Bis zu ihnen hin konnte man sehen, da war nichts anderes als Flecker und Gras wie hier unten. Was aber war hinter den Bergen? Was war das für etwas Geheimnisvolles, das die lange Wand der Berge vor sich hingestellt hatte, damit man es nicht sehen konnte?

Das eine schien den Kindern sicher, daran kam nie ein Zweifel auf: es war schön da oben, da hinter den Bergen, es war etwas Strahlendes hinter ihnen, das man sich nicht weiter vorstellen konnte. Es mußte etwas derart da sein; denn Sonntags, wenn die großen, weißen, mit Fahnen geschmückten Schiffe, mit unzählbaren Menschen den Strom hinauf, den Bergen entgegendifampften, dann drang lautes Lachen und Singen, Gläsernlinnen gedämpft über das Wasser herüber. Es wurde mit dröhnen den Wölfen geschossen, wie bei der Dorffirmes, Musik spielte — was war es nur, was zu sehen die Menschen sich so freuten? Und Abends, wenn die Schiffe zurückkamen, dann war der Jubel noch lauter. Dann braunten tausend bunte Lichter, man lachte und sang noch ausgelassener, die Musik spielte ohne Aufhören, und die Kinder, in den Fenstern an den Fenstern stehend, sahen deutlich, wie alle die Menschen miteinander tanzten. Was war es nun endlich, was die Menschen da oben, hinter den Bergen, gesehen hatten und was so schön war, daß sie solche Freude darüber empfanden?

*

Nun aber kam der Winter, die Zeit der Frostigkeit, der lastenden Schwere, des Hungers und des Frierens. Die Sonntage am Ufer in der warmen Sonne waren vorbei. Schon rief eine Stimme von den Häusern her: „Ihr Mütter — wat es dat? Wolt ihr jich naoh Huns komme!“ Und andere Stimmen, scharf und schnidend, schlossen sich der ersten an:

„Waat nor, ech wess iich prüssele, dat die Splitter von iich joun.“

Die Kinder schreckten zusammen. Da war es: schon warfen ihnen die Mütter, die doch die letzten sonnigen Tage, die Aussicht auf noch lange Arbeit draußen gegeben hatten, freundlich mit ihnen gewesen waren, Schimpfwörter entgegen; auch die Mütter singen schon an, wie der Winter scharf und zornig zu werden.

Schnell standen die Kinder auf, die kleinen faßten mit den Händen nach den Kleidern der großen, und, vom Sturm getrieben, der ihnen im Rücken saß, trippelten alle, bald schneller, bald wieder zögernd,

über das Gras und den weichen Lehmboden zu den Häusern hin.

Plötzlich aber schrien die letzten auf, blieben stehen, hielten die ersten an den Kleidern zurück und starren hinter sich. Da kam in der Tat eine Gestalt auf die Kinder zu, die sich schwarz und riesenhaft gegen das breite Grau des Wassers abhob. Zugleich heulte der Sturm laut auf, warf sich gegen die Kinder, wollte sie zu Boden werfen. Nun fingen sie alle zu schreien an; einige weinten leise, ruhig, wie schon in ihr Schicksal ergeben.

Aber da kam von der Gestalt ein silberhelles Lachen her, das der Sturm in Stücke riß und davontragen wollte, das aber doch zu den Ohren der Kinder hindrang.

Und mit einem Mal waren sie still, nur eins oder das andere gab noch einen Laut von sich, — dann ließen sie, immer noch schweigend, zu der Gestalt hin, indem sie sich mit vorgehaltene Köpfen und an den Leib gelegten Ellenbogen gegen den Sturm stemmten.

Niemand anderes als die Lehrerin steckte in der Gestalt, die immer fröhliche, wie ein Kind schmale Lehrerin aus dem Dorfe, zu der die Kinder jeden Morgen und Mittag in die Schule gingen. Über auch die kleineren kamen sie, denn sie kam öfter zu den Kindern aus Ufer hin — die einzige Geduldete — setzte sich zu ihnen an den Erdbank, ließ die Beine herunterhängen wie sie und erzählte ihnen Märchen und Geschichten, die sich in uralter Zeit hier am Ufer ereignet hatten. Sie kam immer mit diesem silberhellen, überraschten Lachen, wenn sie die Kinder von weitem sah — deshalb erkannten die Kinder sie auch sofort daran. Niemand der anderen Erwachsenen lachte so, niemand der anderen ging überhaupt so mit ihnen um wie sie, ohne ein hartes Wort, immer lachend, immer mit den Händen streichelnd, nie schlagend. Deshalb hingen die Kinder auch an niemand so, und die Frauen schimpften deshalb wieder über die Lehrerin.

Als sich die Gestalt aus dem Dunkel löste, war ein junges, schmales und gesundes Gesicht zu erkennen, fein wie der rosse, schlanke Körper darunter, wie die weißen Hände, die schmalen Schuhe. Wie aus einem fremden Lande gekommen, in einem Kleide aus hellem, weichem Tuch; mit einem Hut, nur den ein zierlicher, weißer Schleier gelegt war, stand das Mädelchen da, in diesem Lande der hogeren, breitnäsig und derbstäufigen Männer. Nie überhaupt sah man sie mit noch jemand gehen; immer, wenn einer der Männer zufällig am Strom zu tun hatte, weiter unten, wo nur noch Weiden wuchsen, stand sie auf einem Stein, der schon vom Strome um-

spult war, und hielt den Kopf auf das Wasser hinaus gewendet.

Die Kinder hingen sich ihr an Hände und Kleid; wo Platz war, drängte sich eine kleine Hand hin, um auch ein Stück der Liebe da, des Lachens da, des Schuhes anzufassen. Mit jedem Knie, das sie vorsetzte, musste das Mädchen eine Last Kinder vor sich her schleben.

In einem merkwürdigen Schwelgen gling der kleine Zug weiter. Die Lehrerin sprach und lachte wohl; die Kinder aber machten ernste, ängstliche Gesichter und eilten, nach Hause zu kommen.

"Ja, was habt Ihr denn, Ihr Dummen? Geht doch langsam! Es ist ja schön, sich so von dem Winde treiben zu lassen, man kommt ja weiter, ohne daß man zu gehen braucht. Und hört mir, wie er heult und uns doch nichts tun kann!"

Keins der Kinder antwortete, hielt ein; alle drängten weiter. Die Furcht vor den zornigen Worten und Schlägen der Mütter war so groß, daß sie nicht einmal davon zu sprechen wagten. Diese Furcht lag ihnen wie ein Stein in der Brust, schürte ihnen wie etwas Ungehörliches, Entsetzliches den Atem ab. Sie hätten den Mund nicht einmal aufgebracht, so fest wurde er von dieser Furcht zugehalten. Zugleich hatten sie ein Gefühl, daß sie vor dieser schönen, so reinen und lustigen Frau nicht etwas, was so häßlich war, sprechen durften.

"Ach was, jetzt bleibt einmal stehen und seht mal die Berge an! Habt Ihr schon so etwas Schönes gesehen?"

Die Kinder drehten die Köpfe hin und blieben dann wirklich stehen. In dem schwarzen Gewölk war hütten, in der Ferne, eine blutrote Öffnung. Und aus dieser Öffnung brachen dicke, rote Linien wie Strahlen heraus, glühten wie Dachsparren, die in einer Feuersbrunst stehen. Unter der schwarzen Masse der Wolken her gingen sie, wie ein Fächer aneinander gebrettet, nach der Wand der Berge hin. Und die Berge standen in einem roten, klaren, feurigen Schein, als ob sie durchsichtig wären und in ein Meer von glühendem, rotem Licht, das hinter ihnen war, sehen ließen. Alles zeigte sich in einer merkwürdigen Deutlichkeit: Bäume standen da, Wipfel an Wipfel; dazwischen war eine Wiese zu erkennen, die in einer lieblichen Wölbung abstieß, und an deren Rand ein Schloß, wie Feuer strahlend, mit hundert Fenstern und Türrn, sich über die Wipfel der Bäume in den schwarzen Himmel hob. Und das alles leuchtete, wie ein Zauber, durch den gelben, dicken Schleier der späten Dämmerung hindurch.

Die Kinder starrten wortlos hin, Augen und Mund weit geöffnet, während ihre Gesichter von dem roten Schein widerglühten und in dem Schein noch bleicher und schmäler aussahen.

Und schon war alles vorbei: die Wolken schlossen sich; der Sturm trieb dicke, schwarze Massen vor die Berge hin; einen Augenblick noch draugen sie mit ihrer Glut durch die Schwarze, dann war nichts mehr von ihnen zu sehen.

Die Kinder standen immer noch und starnten hin. Die Lehrerin, die ihnen ein wenig verwundert zusah, summte ein Lied an und zog sie mit sich fort, weiter den Häusern zu, in denen schon die Lampen angezündet waren.

Plötzlich drehte sich das älteste der Mädchen um, das, ihren Bruder an der Hand, vor der Lehrerin her ging, sah sie mit dem vollen Gesicht an und sagte leise, schnell: "Fräulein — wat es hinger de Virg?"

Die übrigen waren erschrocken, atmeten nicht, ließen die Lehrerin los, als fürchteten sie, daß sie erzürnt sei. Nun war unvorhergesehen an das Geheimnis, an das Verbotene gerührert.

Aber das Fräulein lachte nur über den sonderbaren Ausdruck im Gesicht des Mädchens, band dem Mädchen, während sie weitergingen, die Schleife im blonden Haar fest und sagte: "Hinter den Bergen? Ja, da ist freilich etwas, von dem ihr in euren kleinen Köpfen noch nichts wisst. Da ist kein endlos flaches Lehmfeld wie hier und nicht so kümmerliche Grashalme sind da, sondern da geht's anmutig Wiesen hinab, Wiesen hinab, Bäche sprudeln lustig zu Tal, und alles ist eine einzige Fülle von Obst

und Trauben — dicke, blauen Trauben. Und doch noch ein Fleckchen dazwischen frei ist, da stehen Blumen: Rosen, rot und weiß und so dick wie eure Köpfe, und Tulpen und Lästen. Heil, was das ein Dust ist! Da solltet ihr einmal eure Nasen hineinstechen! Und wie die Vögel da singen, bunte, geschwirrende Vögel, nicht so grau und langweilig am Boden hüpfend wie unsere Spatzen hier. Sie singen vom Morgen bis zum Abend; denn sie haben Zeit genug, brauchen nicht lang ihr Futter zu suchen. Und die Menschen, die singen noch lauter und noch fröhlicher als die Vögel. Da gibt es keine solche, die so dummi sind oder so böse, daß sie kein Wort von sich geben den ganzen Tag... Ihr wißt schon, welche ich da meine im Dorf. Da gibt's auch keine, die strecken oder die anderen schlagen. Da hört man nichts als fröhliches Lachen — hoch von den Felsen herunter und weit vom Strom her klingt es den ganzen Tag. Und die Kinder — wie die erst lustig sind! In jedem Obstbaum sitzen ihrer ein Häuflein, drei oder sechs; aus jedem Wald heraus hört man ihre hellen Stimmen, wenn sie sich im Spiel zurückrufen. Ja, da solltet ihr einmal auf einen der Berge klettern und von oben in dieses Land hinuntersehen!"

Die Kinder schwiegen, sahen die Beine immer schnell dicht eins vor das andere. Denn hätten die Pausen nach jedem Schritt, wo nur ein Bein die Erde berührte, zu lange gebraucht, dann wäre es leicht geschehen, daß der Sturm die Kinder davongetragen hätte. Zwei von ihnen gingen, eins an der rechten, eins an der linken Hand der Lehrerin. Die übrigen hielten sich das eine an der Hand des anderen, so daß sie zu beiden Seiten der Lehrerin flügel bildeten, deren Enden, vom Sturm getrieben, der Mitte ein wenig voran waren. Und bei den Worten der Lehrerin drückte eine Hand die andere fest, wie in Angst, im Schutzsuchen.

Die Lehrerin sah nach rechts und links zu all den Gesichtern hinunter und lachte hell auf: "Ja, glaubt ihr es nicht? Gi, ich bin ja selber da zu Hause, ich komme ja da her, es ist ja meine Heimat da! Aber das alles ist noch nichts. Geht nur ein Stündchen weiter, da liegt ein Land, das heißt Schlaraffenland — habt ihr von dem schon gehört? Nur ein Stündchen hinter den Bergen, dann seid ihr mitten darin. Denkt euch: da liegen alle Bäume voll silberner Milch und gelben Honig. Und der Honig ist so dick, daß der Löffel darin stecken bleibt. Und wenn es regnet, dann regnet es Reisbrei, und der Zucker und Zimt fällt auch gleich mit herunter. Da fliegen gebratene Tauben durch die Luft, und wenn ein Kind den Mund aufmacht, so sitzt ihm auch schon eine darin, und es braucht nur noch zu beißen und zu knacken. Und Schweinchen laufen umher, rund herum gebraten, goldbraun und knusperig, wie es die beste Köchin nicht besser könnte braten. Denen steht Messer und Gabel gleich im Rücken, und sie bleiben von selber vor den Kindern stehen, und die Kinder dürfen sich herunterschnüden, so viel sie wollen. Und wo ein Stein an der Erde liegt, da braucht ihr nur euer Sacktuch auszubreiten, dann steht gleich das schönste Essen vor euch — Fische, Braten, Kuchen und süße Speisen mit rotem Saft darüber, und auch eine Flasche Wein steht daneben, die in der Sonne funkelt, als wenn sie aus Lauter Gold wäre. Alles, was die Kinder da sich wünschen, das liegt ihnen zu — so schnell, daß sie nicht einmal merken, woher es eigentlich kommt. Will eins ein kleines Pferd mit Glocken am Hals, flugs sitzt es schon darauf. Will eins ein Schifflein, ganz aus Gold und mit bunten Fahnen, um auf den Rhein hinaus zu fahren, so sitzt es auch schon darin, und die Fische im Wasser schwimmen mit und funkeln alle von Gold und Sonnenschein. Da ist es immer Sommer und warm, und immer ist es Tag, so daß die Kinder sich nicht im Dunkeln zu fürchten brauchen. Das Christfest aber feiern die Kinder da oben zweimal im Jahr. Ihr müßt nämlich auch wissen, daß da nur Kinder wohnen, es gibt gar keine großen Leute da, nur Kinder, alle mit dicken, roten Backen und goldenen Haaren. Wenn die Kinder sich mit der Hand übers

Haar strecken, dann ist die Hand ganz voll... Und was für wunderschöne Kinder die Kinder haben! Wenn da ein Mädchen nur in Stoffe und Wolle daherkommt, dann lachen die anderen es und wenn es auch hier die feinsten von allen ist. Denn da wird nichts als weiße Kleider getragen, tüsternde Kleider. Und Flügel führen an jedem Kleid hinten. Damit können die Kinder fliegen und so hoch sie nur wollen. Und es gibt zwei Mädchen und ein Junge, die sind einmal hoch geslogen, daß die anderen, die unten standen, sie gar nicht mehr sahen; sie sind auch nie wieder gekommen, und man muß deshalb annnehmen, daß es da oben, wo sie hingestogen sind, noch schöner ist als unten, weshalb sie nun nicht mehr zurückwollen."

Das junge Mädchen hatte das alles aufmerksam und nach — vielleicht durch die merkwürdige Erinnerung des Abends, die Einsamkeit des Landesrundums, die Stille der Dunkelheit, das Ende des Sturmes, durch die rätselhafte, schwierige Aufregung der Kinder, durch ihr Mittelelend mit diesen Kindern — nahm ihre Stimme ein, sonst nie an ihr gehörten, leisen, tiefen, erregenden Klang an, so, als ob die Erzählerin selber an ihrer Erzählung glaube und selber aus diesem Land, das Schicksal sie hinvertrieben, sich hinausnehme auf jenem Wunderland da... Oder schien dies alles den Kindern nur so?

Nun aber wurde die Lehrerin unterbrochen durch eine Stufe von den Häusern her, die wie zischende Pfeile, gegen den Sturm geschossen, herauftauchten und verflatterten, in irgend einer Ferne noch einmal auftauchten. "Soll ich Ich holle kommen... ich Teufelspack... ich riesen Ich da Kopf von Hals..."

Die Lehrerin war für einen Augenblick selbst erschrocken. Dann aber lachte sie mit ihrem alten silberhellten Lachen, hielt die Hände an den Mund. "Heil! Sie sind ja bei mir — es geschieht Ihnen nichts..." Sie läßte das älteste der Mädchen das bewegungslos, den kleinen Bruder immer an der Hand, mit leichten Atem bastaub, schmeichelte auf die Stirn, versuchte ihr noch flüchtig ins Gesicht zu sehen. Dann drückte sie von dem Haufen der anderen, so viel sie umfassen konnte, an sich, glättete mit der Hand schnell ihr Haar, hob ihre Nöcke hoch und eilte mit langen, leichten Schritten über die Schollen der Stecke den Lichten des Dorfes zu, war nach wenigen Augenblicken schon in der Finsternis verschwunden.

Die Kinder ließen, ohne noch ein Wort zu sprechen, nur die Geschwister eines nach dem anderen rufend, über das Ziegelfeld hin, stolpernd, hinkend und da an Bretter und Fässer stoßend, aber ohne sich aufzuhalten, vom Sturm mit den risselnden Blättern und den ersten, schweren Regentropfen zusammen vor sich her gezogen.

Bald war das kreischende Schreien der Frauen und das klappernde Geräusch von schnell mit den flachen Händen ausgeteilten Schlägen zu hören, aber kein Widerwort, kein weinender Laut der Kinder.

*

Bei dem rauschend und unaufförliech niederschlagsenden Regen der nächsten Tage sahen sich die Kinder nur auf dem Weg von den Häusern nach der Schule und von der Schule zurück nach den Häusern. Da war dann eins oder das andere, das einen aufgespannten Regenschirm trug. Und das herum sammelte sich ein Haufen der übrigen, die sich fest an das Kind in der Mitte anschlossen, so daß der Regen nur an ihren äußeren Rändern niederkroß.

Der gewöhnliche Weg, durch die Räder der Karren von selber entstanden, war nur noch ein Sumpf, aus dessen gelbem Brei rote Steine und Strohhalme herauszahnen. Deshalb gingen die Kinder über das Gras. Aber auch da hatten sich Ecken und Bäche gebildet, über die sie hinübersprangen müssen, schnell, um wieder unter den Schutz des Schirmes zu kommen.

Fortsetzung folgt

Die Feme.

Von Alwin Ade.

Fortsetzung.

Stronen, Priester und Juden sollten nicht vor die westfälischen Freigerichte geladen werden, doch klammerten sich die Freigrafen garnicht an diese Verbote. Im Jahre 1470 luden die Freigrafen von Wölkenhorst, Warburg und Wünnenburg auf Klage Stephan Boppels in Straßburg den Juden Hirsch in Frankfurt a. M. vor den Freistuhl in Wünnenburg zwischen den Pforten. 1477 erging vom Freigrafen von Landau der Juden wegen einer Ladung an Frankfurt; 1487 lud Gerhard Struckmann, Freigraf von Arnsberg, Eversberg-Müden und Röhlheim ebenfalls Juden vor selben Freistuhl, wofür er 1489 auf Antrag Frankfurts in den päpstlichen Raum kam. 1489 erklärte der Freigraf von Landau alle Juden von Gelhausen in die Ficht, was er den Juden in Frankfurt bekannt machte. All diese Ladungen und Rechtfärtungen waren natürlich ungültig; die Geblüthen dass sie halten die Freigrafen aber zunächst in der Tasche.

Ebenso war es mit den Geistlichen. 1438 lud der Freigraf von Sachsenhausen auf Klage Leonhard Hells von Frankfurt wegen 24 Gulden den Bischof von Würzburg vor selben Stuhl und 1470 gingen die schon vorher in der Klage gegen den Juden Hirsch erwähnten drei Freigrafen: von Wölkenhorst, Warburg und Wünnenburg, die ein merkwürdiges Kleestall gebildet zu haben scheinen, nicht nur gegen den Kanzler Kaiser Friedrichs III., den Bischof Ulrich von Passau, sondern auch gegen den Kaiser selbst, der es verschmäht hatte, wissend zu werden, los und Juden beide vor den Freistuhl zu Wünnenburg, „um daselbst Leib, Leben und höchste Ehre zu verantworten, bei Strafe, daß er sonst für einen ungehorsamen Kaiser gehalten werden solle“.

Dass es sich dabei nur um Kostenjägerei handelte, beweist das Verhalten der westfälischen Freigrafen gegen den deutschen Orden. 1442 hatten acht westfälische Freigrafen, darunter die von Dortmund und Brüninghausen, ausdrücklich erklärt, daß der deutsche Orden und alle seine Untertanen als geistlicher Ritterorden nicht den westfälischen Freigerichten unterstünde; sie hatten mit dieser Erklärung den Temporez Hans Davids vor dem Freigrafen Manegold in Freienhagen für ungültig erklärt. Ihren Anteil an den 500 Gulden, welche diese Erklärung damals dem Orden gekostet, hatten beide in die Tasche gesteckt. Dem Freistuhl zum Spiegel waren außerdem seitens des Ordens ähnlich mehrere Erklärungen Kaiser Sigismunds, sowie die Abschrift mehrerer päpstlicher Bullen, die letzte war von dem damals regierenden Papste Martin V., unterbreitet worden, wonach der Orden und seine Untertanen nicht nach Westfalen geladen werden durften. Trotzdem brachte der Freigraf zum Spiegel, Konrad von Lindenhorst, der 1442 die Erklärung für den Orden mit untersiegelt hatte, es fertig, 1447 im Auftrage der Stadt Dortmund Femailadung gegen die Stadt Danzig zu erlassen. Dabei ist noch ganz besonders merkwürdig, daß Dortmund als Stuhlherrin des Freistuhls zum Spiegel nicht nur die ihr bekannte Unzulänglichkeit des deutschen Ordens ignorierte, sondern einen anderen Hauptgrundsaß der Feme, „dass in Zivilstreitigkeiten das heimliche Gericht erst dann zuständig wird, wenn die Beklagte das Recht verweigerte“, mit Füßen trat. Dortmund hatte in dieser Streitsache, als es die Ladung erließ, nicht einmal den Versuch gemacht, in Danzig Recht zu suchen. Ebenso hatte der Freigraf von Brüninghausen, der ebenfalls 1442 die Erklärung der Freigrafen zu Gunsten des deutschen Ordens mit untersiegelt hatte, 1446 eine Femailadung gegen Mat. Bürgermeister, Schöffen und Gemeinde von Danzig auf Grund einer Klage Hans Hollogers wegen einer Geldforderung erlassen.

Noch auffallender ist das Verhalten des Freigrafen Walrabe vom Freistuhl zu Waldeck. Als Hans David 1453 nach einem dreizehnjährigen

Prozessieren seinen Schwindsprozeß gegen den deutschen Orden endgültig in Atom verloren hatte, brachte er es dennoch fertig, in dieser Angelegenheit den Orden noch als vor den Freistuhl zu Waldeck laden zu lassen. Die Unzulänglichkeit dieses Prozesses musste nach dreizehn Jahren jedem Freigrafen in Westfalen bekannt sein, auch die Ungültigkeit der Ladung; aber das tat alles nichts, die Kosten wurden ja bezahlt, und die Ladung erging.

Wie bei Unwissenden, Priestern und Juden setzten sich die Freigrafen auch mit Leichtigkeit über die sonstigen Vorschriften des Temporezes hinweg.

Ehe irgend ein Freigraf in einer Femsache eine Ladung oder richterliche Handlung veranlassen konnte, mussten die Freischöffen unter allen Umständen erst die Erklärung abgegeben haben, daß die Klagesache überhaupt zur Kompetenz der Fengerichte gehörte, also „Femwroge“ war. Femwroge war alles, was gegen die zehn Gebote, gegen das Evangelium, gegen den christlichen Glauben (man sieht, ihren Ursprung als kirchliche Ansatzmegerichte hatten sie auch viele Jahrhunderte nach ihrer Entstehung noch nicht verloren) gegen Gott, Ehre und Recht ist. Vor allen Dingen zählte hierzu: 1. Münzwissen an Kleichen und Schreihöfen. 2. Diebstahl. 3. Notzucht. 4. Kindesmissbrauch. 5. Verrat. 6. Strafverbrauch. 7. Eigennacht. 8. Heimlicher und offener Totschlag. 9. Landesabpfändungen. 10. Kirchenschändung seitens der Juden (erst auf Kapitelbeschluss 1490). Erfuhr irgend ein Freischöffe von einem derartigen Vergehen, so war er durch seinen Eid verpflichtet, den Täter anzuladen.

Außer diesen Femwogendelisten konnte nun auch die Lumpigste Zivilsache Femwroge werden, wenn der Kläger nachwies, daß der Beklagte ihm sein Recht geweigert. Es war dabei Grundsatz, daß jeder seinem ordentlichen Richter zunächst unterworfen war und sich an einen höheren nur dann wenden durfte, wenn ihm Recht verweigert oder verzögert wurde. So galt auch bei den Freigerichten anfangs die Regel, daß nur der sich an sie wenden dürfe, dessen Herr oder Richter des Beklagten nicht mächtig wäre, oder dem Kläger das Recht weigerte oder verzögerte. War die Klage als Femwroge anerkannt, so erfolgte die Ladung, die bei einem Unwissenden durch den Fronboten, bei einem Schöffen durch je zwei, vier oder sechs Schöffen stattfand. Die Ladung erfolgte in drei Terminten, die so gelegt werden mussten, daß dem Geladenen mindestens sechs Wochen drei Tage Frist blieben, damit er Zeit für seine Verteidigung habe, oder, wenn er schuldig war, sich mit dem Kläger oder Verlegten vergleichen könnte; denn die meisten Delikte waren bis zum gesprochenen Urteil, ja selbst nach gesprochenem Urteil, ablös- oder führbar. Nun aber musste die erfolgte Ladung, die Namen, das Datum sowie Klageobjekt tragen müssen, und die bei Gefahr wohl auch durch Anheften an Stadt- und Burgtore geschah, bezeugt sein, ehe der Temporez seinen Vortrag nehmen durfte. Außer diesen Vorschriften lehrten sich später die Freigrafen nicht im geringsten.

Dass es nicht immer leicht war, die Ladung zu vollziehen, weil sich natürlich niemand freute, wenn der Temporez erschien, und daß Begegnungen und Angriffe auf die Boten, trotz darauf stehender Todesstrafe, in der Geschichte der Feme ziemlich häufig sein mussten, liegt auf der Hand.

Der Freigraf von Esdringhausen hatte 1474 einen Juden in Frankfurt laden lassen. Als der Fronbote in der Stadt ankam, konnte er die Wohnung des zu Ladenen nicht finden, und da die Juden sich weigerten, ihm irgend welche Aufklärung zu geben, musste er unverrichteter Sache wieder abziehen. Der Freigraf ergrimmte zwar sehr über diese Verhöhnung seiner Autorität und Ind ummehr die gesamten Juden der Stadt vor seinen Freistuhl, ohne diesen jedoch mit dieser Ladung sehr imponieren zu können.

Den wenigsten Glauben an die Autorität der Fengerichte schienen die Freischöffen selbst gehabt zu haben. Im Jahre 1473 hatten die Straßburger unter Mitwirkung der in Straßburg ansässigen Freischöffen den Fronboten des Freigrafen von Wiesbaden

„Vff des hlligen rchs strassen unverfolgt aller recht weber die gulden Bollen und koniglich Reformacio vom Leuen zum thode gebracht“, und im Jahre 1453 hatte der Frankfurter Freischöffe Stegmund Meinecke einen Fronboten, der in seiner Amtsverrichtung war, saugen und schlagen helfen. 1398 erschien ein Graf Tecklenburg gewaffnet vor dem Freistuhl und trieb Freigrafen und Freischöffen nach allen Windrichtungen auseinander. Auf keinen Fall aber durften Freischöffen und Freigrafen sich so ungeniert über die Prozessvorschrift der Ladung, ebenso wie diejenige des Nachweises der Rechtsverweigerung hinwegsehen, wie sie es in Wirklichkeit taten. Gegen Unwissende wurde später fast nur im Kontumazialverfahren entschieden. So lagte Stephan Wonsdorf gegen die Bürger von Thorn am Freistuhle zu Limburg a. d. Lenne wegen einer angeblichen Forderung von 10 000 rheinischen Gulden. Obgleich der Stadt weder eine Klage zugestellt, noch diese Recht geweigert hatte, noch auch nur ein Störnchen Wahrheit daran war, daß Wonsdorf 10 000 Gulden zu fordern hatte, erstritt dieser ein Wollurteil gegen Thorn.

Schließlich sauk die Feme, die von einigen Schriftsteller des Mittelalters als Hort und Hölle des Rechtes gepriesen wird, so lies, daß Freischöffen und auch Freigrafen selbst ausgeschaltet und die Gerichtsschreiber die Veranstaeter und Betreiber des Femverfahrens wurden und ungeniert und umgefragt über das Siegel der Freigrafen verfügten. Im Jahre 1484 kam eine Klage des Freigrafen von Twern in Freienhagen in einer peinlichen Sache gegen den Juden Jossel nach Frankfurt. Da Frankfurt die Sache absorderte und ungenauig wurde — erstens hatte die Stadt das Recht des non evocando d. h. die Bürger der freien Reichsstadt konnten nicht außerhalb ihrer Stadt vor Gericht gezogen werden, und zweitens waren die westfälischen Freigerichte für Juden nicht zuständig —, entschuldigte sich der Freigraf von Freienhagen damit, er habe von der ganzen Klage und Ladung überhaupt nichts gewußt. Es sei jemand zu seinem Schreiber gekommen, während er abwesend gewesen, und dieser habe die Sache veranlaßt. Nun stelle man sich vor, bei einem so furchtbaren Gerichtsverfahren, bei welchem es sich immer um Leben oder Tod handelte, denn die Feme kannte nur eine Strafe, den Strick, genügt es, zu irgend einer Gerichtsschreise zu kommen, die Ladungs- und Gerichtsgebühren zu bezahlen, um jemanden in einen so furchtbaren Prozeß zu verwickeln. Und daß dies nur ein vereinzelter Fall gewesen, ist durchaus nicht anzunehmen. Es geht dies schon daraus hervor, daß sehr viele Ladungen den Gegenstand der Klage gar nicht erwähnen; die Ladung ist auf bloßes Verlangen des Klägers eingangen. Eine Ladung des Freigrafen Losen von Nordern trug als Datum den ersten Sonntag nach Sankt Lucientag 1410. Da Sonntags niemals Gerichtstag gewesen, ist diese Ladung ganz sicher ohne Mitwirken der Freischöffen erfolgt.

Die Freigrafen aber ließen sich keine grauen Haare über alle diese Ungerechtigkeiten und Willkürn wachsen. Ihnen war es gleich, ob ihre Urteile namenloses Elend für die davon Betroffenen bedeuteten. Sie klagten an, ganz gleichgültig, ob das Klageobjekt auch nur im entferntesten im Verhältnis zur eventuellen Wirkung der Klage stand.

Was finden sich in den Femaaten nicht alles für Klageobjekte? Der Freigraf Berthold Missimheim zum Fürstenberg nahm im Jahre 1509 sogar eine Klage wegen acht Weißpfennigen an. Der Freischöffe Heinrich Münzel aus Selbold bei Hanau verklagte nämlich den Frankfurter Juden Simon, weil er ihm die Auslösung einer bei ihm für acht Gulden verpfändeten Degenscheide verweigerte, und der Freigraf erließ am 4. Juni 1509 eine Ladung, die am 5. Juni an der Nieder Pforte in Frankfurt gefunden wurde, und worin sich der Freigraf nicht schämt, diese Klage eine „schwere peinliche“ zu nennen.

1487 lagte ein Wormser Schuster wegen eines Messers gegen einen Frankfurter vor dem Freistuhle zu Brackel bei Dortmund und 1479 der Hanauer

Freischäffe Philipp Ortenberg gegen den Juden Isaak in Frankfurt wegen vier Günsden versegelten Tuches, das inzwischen die Motten gefressen, vor dem Freistuhle zu Gorbach auf der Windmühle. Ortenberg erstritt ein obstegendes Urteil und Isaak kam in die Acht.

Vor dem Freigrafen Diedrich Ploigher in Brüninghausen lagte 1448 ein Danziger Fleischer gegen das ganze Fleischergewerk in Danzig, weil das Gewerk ihn an seiner Ehre gekränkt, ihm seine Hantierung verboten, seine Fleischbank niedergeworfen habe. Ganz ähnlich handelte Johann Palborn aus Elbing. Er wandte sich vor dem Freistuhle unter der Linde in der Grafschaft Gutheim gegen das Gürkler- und Nierengewerk in Elbing, weil dessen Meister ihm auf dem Markte in Preußisch-Holland einen Teil seiner Ware als falsches und untaugliches Werk weggenommen hätten.

Wegen solcher Lumpereien wurden oft ganze Gemeinden, Tausende von Menschen mit einem Schlag verurteilt, verfemt — dem Tode geweiht, für vogelfrei erklärt, so daß nun Jedermann seine Hand gegen Gut und Leben der Verfeindeten auszustrecken berechtigt war. Gewöhnlich verfemten die Freigrafen sieber sofort die ganze Gemeinde als den schuldigen Einzelbürger; vor allen Dingen war dies sicherer von wegen der Kosten. Und die Kosten waren immer die Hauptfache.

Manchmal erfolgten Ladungen von Städten und Gemeinden aus halbwegs begreiflichen und der Schwere des in Bewegung gesetzten Prozeßapparates entsprechenden Motiven. So lud 1421 der Herzog von Bayern die Städte Ingolstadt, Starn., Röthenbach, Friedberg, Schwabenhäusen vor die westfälischen Freigerichte, weil sie, die Treue vergessend, sich seinem wortbrüchigen Sohne ergeben hatten.

Sonst aber klimmerten sich die Freigrafen gar nicht um die Motive und das Objekt der Klage, sei der es um den Hals ging. Mit widerwärtiger Theaterpose berufen sie sich immer wieder auf ihre Privilegien, die sie von Kaiser Karl dem Großen und Papst Leo X. angeblich erhalten haben. Nach ihrer Meinung sind sie souverän, unfehlbar und unantastbar, weder der Kaiser noch der Papst seien berechtigt, an ihren Privilegien zu rütteln. Kein Wunder, daß der Grünenwahn der Freigrafen vor nichts halt macht, daß sie ihre Hände gegen alles ausstrecken, ja schließlich gegen die Kaiser, als oberste Freigrafen, selbst. Wenn der Kaiser nicht wissend war, bestritten die Freigrafen dem Kaiser jedes Recht, in ihre Handlungen einzugreifen.

So erklärte am 31. Mai 1473 ein unter dem Vorstehe des Erzbischofs von Köln tagendes Freigrafen-Kapitel in Arnsberg ausdrücklich, alle Verfügaugen, welche der Kaiser gegen ein in Sachsenhausen ergangenes, die Stadt Straßburg betreffendes Hemurteil erlassen, „weil er nicht wissend sei, für wichtig und ungültig“. 1455 lud Mangold, Freigraf von Freienhagen den Kaiser, weil er in einer Appellationskasse der Stadt Frankfurt Recht gegeben, aus Born vor das Gericht, ließ auch den kaiserlichen Boten in Arrest nehmen. Nach llsener ist jedoch dem trockigen Freigrafen die Sache sehr übel bekommen, er wurde zum Tode verurteilt, und tatsächlich wird sein Name nach dieser Zeit in den Freistuhlsalten von Freienhagen nicht wieder erwähnt.

Trotz und Übermut der westfälischen Freigerichte veranlaßten schließlich Fürsten und Städte, Maßregeln gegen deren anmaßendes Treiben zu ergreifen, zumal mehrere Besuchs durch Reformation auf eine Besserung derselben hinzuwirken, vergebens gewesen waren. Zum ersten Male lud Kaiser Sigismund die westfälischen Freigrafen im Jahre 1419 auf den Reichstag zu Nürnberg, „weil uns täglich mancherlei Sachen und schwere Klagen fütkommen, wie die heimlichen Gerichte zu Westfalen so gar unrechlich, urecht sind gehalten worden und wir derselbigen und anderer weltlicher Gerichte oberster Richter sind, so meinen wir solche Unrechlichkeiten an solchen Gerichten nicht länger zu leiden, sondern die mit Eurem und anderer Fürsten, Grafen und Edlen, die solche freie Stühle in dem heimlichen Gerichte zu Westfalen haben, Beistand, Hilfe und

Mat zu reformieren“. Das nützte nicht viel, ebenso wenig eine Reformation von Arnsberg vom Jahre 1431, die 1439 schon wieder, ebenfalls in Arnsberg, vom Erzbischof Dietrich von Köln wegen Missbrauchs der Feuergerichte revidiert werden mußte. Abgesandte von Frankfurt, Mainz, Speier, Worms und Straßburg waren dazu befürs einer Vorbesprechung in Frankfurt versammelt „vnd han vnder anderen sachen sich vnderrett von den unbillichen fürnemen vnd Handelungen, so von des heymlichen Gerichts wegen zu Byden gegen den Steden vnd ire Burgern in manch wylde vnderstanden, vnd darborch zu gross misse, kosten vnd schaden bracht werden“.

Diese, ebenso wie eine vom Kaiser Friedrich III. im Jahre 1442 in Frankfurt versuchte Reformation waren für die stadt, denn die Habgier und der Übermut der Freigrafen waren zu groß, um von ihnen heraus irgend etwas durchgreisend bessern und ändern zu können.

(Satz folgt.)



Aus dem Altertum der Erde.

Von Curt Grotewitz.

Auch die Erde war einst jung. Doch das ist lange her. Niemand kann auch nur mit der geringsten Sicherheit sagen, wann sie entstand und wie sie ihre erste Jugend verlebte. Erst von dem Zeitpunkte an, wo die Oberfläche festes Land war und von Wasser bespült wurde, und in dem Wasser die ersten Organismen sich regten, erst von diesem Zeitpunkte an datiert für uns die Geschichte der Erde. Zwar hat uns auch darüber kein Zeitgenosse einen Bericht hinterlassen; viele unermessliche Zeiträume glühen dahin, ehe der Mensch Zeuge werden konnte der Vorgänge, die auf der Erde sich abspielten. Aber die Erde selbst hat von jenem Zeitpunkte an Dokumente hinterlassen, sie hat mit Steinen geschrieben und mit Versteinerungen — eine Schrift, die zwar nicht immer leicht zu entziffern ist, die aber trotzdem von Jahr zu Jahr mehr entziffert wird.

So lang nun die Zeiträume sein mögen, die seit der Festwerbung der Erdoberfläche vergangen sind, sie sind trotzdem ohne Zweifel nur die weit aus kleineren Hälften vom Leben der Erde. Unser Planet mag eine unendlich lange Kindheit verlebt haben. Nehmen wir, der gewöhnlichen Auffassung folgend, an, daß er sich einst als Nebel- oder Dampfball von dem großen Sonnenzentrum abgelöst habe, welche gewaltige Zeit hindurch mag er sich dann als eine solche aus Dämpfen bestehende Kieselskugel durch den Weltraum geschwungen haben, bis er sich soweit absichtete, daß seine Hauptmasse aus dem Dampfzustande in den flüssigen überging, und wie viele Jahrtausende müssen dann wiederum verlossen sein, bis die brennend-heisse, flüssige, geschmolzene Masse wenigstens an ihrer Oberfläche erstarnte.

Doch wir können uns keine auch nur annähernde Vorstellung von der Zeit jener Kindheit der Erde machen, noch von den Vorgängen, die sich damals auf ihr abspielten. Erst von dem Moment, wo die Erdoberfläche starr wurde, kann die Berechnung, die Schätzung, die Forschung mit einiger Hoffnung auf Erfolg einzusetzen. Das erste große Zeitalter, das sie von jenem Moment an gerechnet, verlebte, nennt man das Altertum der Erde.

Als die Erde an ihrer Oberfläche noch flüssig war, bildete die glühende Masse ein Gemisch der verschiedensten Substanzen. Von einem brennenden Lavameere war die Erde bedeckt. Es kam aber eine Zeit, wo die Schmelzmasse sich auf etwa 1800 Grad abgekühlt hatte. Von diesem Zeitpunkte an begannen einzelne Substanzen fest zu werden, und die Erstarrung ergriß unsionehr diese in der Lavamasse enthaltenen Substanzen, je niedriger die Temperatur sank. Die Substanzen sieden als Körner oder Kristalle aus der feurigen Lösungsmasse aus, sie saukten zu Boden und füllten bald das ganze Lavameer aus, dessen Flüssigkeit sich zwischen den aufgehäuften Körnern und Kristallen verlor. Aber auch diese

lechte Flüssigkeit erlaubte nun sehr schnell die Erstarren und sie die Körner und Kristalle zu festen Massen zusammen. Es entstand ein artiges Gestein, das rundum die Feste der Oberfläche bildete.

Die Gesteine, die auf der Erde vorhanden schmelzen etwa bei 1800 bis 2100 Grad. Demnach die Erde bis auf 1200 Grad abgekühlt, waren alle Mineralien fest geworden. In die Luft bildete noch eine dicke Glühe, in die mehr verschiedene Gase vorhanden waren als in späteren Zeiten. Dämpfe von Zink, Silber, Quecksilber befanden sich noch in ihr. Vor aber hing alles Wasser — und wie reich ist die Erde an Wasser! — als Dampf in der Luft, nach einer ungeheuer trübe, schwülte, diese Atmosphäre gewesen sein, die nach der Erstarrung der Erde über dieser schwelte. Bald schlugen sich zwar Dämpfe von Schwefel, Zink und anderen leichschmelzbaren Metallen nieder, allein es verging wohl immer noch eine Reihe von Jahren, ehe Temperatur unter den Siedepunkt des Wassers sank. Als dies aber geschah, begann ein Regen, wie ihn die Erde wohl nie wieder, weder vor noch nachher, erlebte. Der Hauptteil all' des Wassers das heute im Meere, in Seen und Flüssen, in Erdkruste zwischen dem Gestein, in dem Körper Pflanzen und Tiere vorhanden ist, und das bis in der Luft geschweift hatte, strömte jetzt ans schwarzen Wolken zur Erde herunter.

Der englische Physiker, Lord Kelvin, der viel mit der Berechnung vorzeitlicher Geschehnisse beschäftigt hat, ist der Meinung, daß die Erstarrung der Erde bis zur Verfestigung des Wasserdampfes ziemlich rasch, in wenigen Jahrzehnten, sich gegangen sei. Das erstarre Gestein bildete eine schwer leitende Kruste um den heißen Erdkugel so daß dessen Wärme nun nicht mehr so schnell nach außen wirken konnte. Die Kruste des Weltraums machte sich daher in der Luft und an der Erdoberfläche sehr schnell geltend. Die Sonne spendet aber damals wahrscheinlich noch nicht so viel Wärme wie jetzt. Erst vor höchstens etwa 20 Millionen Jahren dürfte die Sonne so warm gewesen sein wie jetzt. Der Zeitpunkt der Erstarrung dürfte also noch etwas weiter zurückliegen. Wenn man die Abnahme der Erdwärme in Betracht zieht, so kommt man einer Zahl, die auch mit den Berechnungen nach anderen Methoden gut übereinstimmt. Wir wissen, wieviel Wärme die Erde jährlich abgibt, wir haben außerdem durch Experimente jetzt annähernd feststellen können, bei welchen Temperaturen unsere hauptsächlichsten Gesteine schmelzen. Um nun die Erdoberfläche in eine feurig-flüssige Masse zu verwandeln, dazu wäre all' die Wärme nötig, die seit höchstens vierzig Millionen Jahren verloren hat. Das heißt: vierzig Millionen Jahre sind das Maximum der Zeit, welche seit der Erstarrung der Erdkruste vergangen sind. Jedemfalls scheinen in 20 bis 40 Millionen Jahren verlossen zu sein seitdem es eine Erdkruste gibt.

Die Zahl sinkt uns gewiß sehr hoch, wenn wir sie etwa mit dem höchsten 6000 Jahre umfassenden historischen Zeitalter vergleichen. Allein sie ist doch viel kleiner, als man nach Darwins Auffassung annehmen müßte. Darwin glaubte für die Entstehung all' der so vorzüglich angepaßten, nach Hunderttausendenzählenden Arten von Lebewesen unermessliche Millionen von Jahren voraussetzen zu müssen. Wir haben in neuerer Zeit gehört, daß Arten auch ganz plötzlich, also nicht auf dem normalen Wege endlosen Varietäten, entstehen könnten. Ohne Zweifel ist daher auch das Werden und Verschwinden ganzer Tier- und Pflanzenwelten in den einzelnen Zeitaltern der Erdgeschichte viel rascher vor sich gegangen, als man früher annahm.

Jedessen dürfen sich die ersten pflanzlichen und tierischen Zellen keineswegs sofort nach der Erstarrung der Erdkruste gebildet haben. Das Wasser, das in endlosen Regenströmen auf den noch heißen Boden fiel, war selbst noch viel zu heiß, als daß in ihm organisches Leben möglich gewesen wäre. Es mochte wohl noch manches Jahrhundert vergehen,



Gold- u. Silberwaren.

Wecker-Uhren mit Abateller v. 1,60 an Nickel-Ram.-Uhr. 20 St. Werk v. 3,25 an Echte silberne Stem. Uhren v. 8,90 an Echte silberne Damen-Uhren v. 6,75 an

Versand gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages.

Risiko ausgeschlossen, da bei Nichtgefallen Geld retour.

Uhren aller Art.

Julius Busse

Berlin C. 19, Ordnetz. 8/8K.
Reich Illustr. Katalog über alle Arten v. Uhren, Ketten, Gold-, Silber-, Nickel- u. Bronzewaren, optischen Instrument, photograph. Apparaten, Musikwerken, Leder- und Stahlwaren, Uhren - Fournitures und Werkzeug gratis u. franko.

Optische Artikel.

Echte goldene Ringe v. 0,95 an Kaffeeservice, vorz. At. v. 8,20 an photographie - Albums v. 1,- an Musikwerken, Platten v. 3,50 an Operngläser mit Etui v. 3,50 an

Wirklich billige u. anerk. reelle Bezugsquelle für Wiederverkäufer, Uhrmacher u. Händler.

Photogr. Apparate.

Wollen Sie

einen vorzüglichen Kinder-Sport, Kräutern, Spiel, Puppen u. Leiterwagen, Tomb. Kindertafel, Schlitt. Holz- u. Eisenbettstell. Bill. kaufen, verlangt Sie grat. u. fr. die neuest. Kat. aus dem I. Deutschen Spazier-Kinderwag.-Verbandhaus Oläser, Halle a. d. S. 4, Marienstr. 21. Vers. Jacht. nach all. deutsch. Bahnhof. Aufreis. Wunschnausgaben, Baby-Ausst.

VORTHEILHAFTES BEZUGSQUELLE

4-5 A. Cig. 100 St. M. 2,80 8,- 3,20 3,30
5-6 A. Cig. 100 St. M. 3,40 3,80 4,- 4,20
6-7 A. Cig. 100 St. M. 4,40 4,80 4,80 4,80
7-8 A. Cig. 100 St. M. 5,- 6,30 5,60 5,80
10 A. Cig. 100 St. M. 6,- 6,50 6,60 6,80
Garantie: Rückn. od. Tausch, dah. k. Risiko. Nachnahmesendungen ab 600 St. franko.

H. C. Albrecht, Hamburg NW. Kaiser Wilhelmstrasse 19 (Albrechtshof). Neueste illustrierte Preisliste gratis.



Wenn Sie bartlos sind

und sich in ihrer Welt einen schnellen Schnurrbart wünschen, so kann Ihnen einen Versuch mit einem weltberühmten Bartreduktionsmittel Cavalier nur angelegenheitlich empfehlen. Vorwährend erhalte ich unangefordert die wärmsten Dankesleben; in fast allen Ländern der Erde kennt man die Vorfahre meines Cavalier. Von Amerika bis Australien Amerika und allen Ländern Europas erhalte ich immerfort Bestellungen. Keine Konkurrenz Präparat kann sich ihm auch mir annähern gleiche Erfolge erzielt haben. Erst der Vor- zahl ich bei Nichterfolg

das Geld zurück

sobald meine Abnehmer also gar kein Risiko haben. Garantie liegt jeder Sendung bei. Christlich geweigert hätte bei Nichterfolg das Geld zurück zu zahlen oder umständliche Beweise verlangt hätte. Dieselbe Größe I. 2 Mr., Größe II. 3 Mr., Größe III. 6 Mr., III ist besser und schneller in Wirkung als II. und II wieder besser wie I. Versand nur gegen Nachnahme oder Vorauszahlung des Geldes. Ausland nur gegen Vorauszahlung. Porto extra, bei 2 Dosen portofrei, bei 8 Dosen eine vierte umsonst.

Einige Auszüge aus Anerkennungen:

Habe nach Gebrauch Ihres Cavalier ein schnell. Schnurrbart bekommen. Meine Collegen haben mich bewundert als Sie mich nach 8 Tagen sahen. A. G., Augsburg.

Ihr Cavalier hat bei mir sehr gut gewirkt. H. S. Molitor.

Sie habe schon in 8 Wochen ein schnell. Schnurrbart erzeugt. W. M. Witten.

Sie habe vor 10 Tagen eine Dose Cavalier erhalten und schon einen starken Schnurrbart bekommen. S. A. Schmelzenhof.

Man lasse sich daher durch keine Anpreisungen beirren und bestelle nur bei Heinrich Küppers Nachf., Köln a. Rhein No. 328

versandhaus in cosmet. Präparaten Selsan u. Parfümerien aller Art.

Was ist Reise-Cheviot?

Ein eleganter Anzugstoff in modernen echten Farben, reine Schafwolle, unzerrissbar, 140 cm breit. 3 Meter kosten M. 12 franko. Direkter Versand nur guter Stoffneuheiten zu Anzügen, Paletots, Hosen bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über 1000 Postorten liegen Nachbestellungen und Empfehlungen vor. Verlangen Sie Muster ohne Kaufzwang und portofrei!

Wilhelm Boetzkes in Düren 25 bei Aachen.

Fabrikmarke

30 Tage zur Probe

versenden wir, um jedermann Gelegenheit zu geben, sich von der Güte unserer Waren zu überzeugen, unser Silberstahl-Rasermesser No. 80, fein hohl geschliffen, fertig zum Gebrauch, mit Etui pro Stück M. 1,50 unter fünfjähriger Garantie. Besteller verpflichtet sich, den Betrag binnen 30 Tagen einzuzahlen oder das Messer retournieren. Also kein Risiko! Mehr als ein Stück versenden wir nur unter Nachnahme. — Namen in Goldschrift pro Stück 10 Pf. und portofrei versenden wir unter Hauptpreiskatalog, neueste Ausgabe mit za. 2000 Abbildungen über Stahlwaren, Lederwaren, Golde und Silberwaren.

Umsonst

ver-sendet K. Franke, Nachf., Leipzig 58
Preisliste gratis und franko.

Pfeifen, Sensen, Haushaltungsartikel sowie viele Neuheiten. Gebr. Wolfertz, und Versandgeschäft, Wald b. Solingen No. 20.

500 Mark Belohnung!

Goldene und silberne Medaille Paris 1900. Sommersprossen, Gesichtspickel, Mittesser, Fliegen, Pusteln, Gesichtsröte, Nasenröte, Runzeln, Falten u. alle Hautunreinigkeiten verschwinden durch meinen Schönheitshersteller Pohl's. Macht Gesicht u. Hände blendend weiß, glatt, zart u. jugendschön. Garantie für Erfolg. Oldiz. Dankschreiben: M. 3,50, per Nachnahme (franko M. 4,-). Georg Pohl, Versandhaus, Georgstraße Berlin-Schöneberg, Albertstraße 13.

Grosse Heiterkeit!

erzielen Sie mit uns. Scherzartikeln. Preisliste gratis u. fr.

Rudolf Langer & Co. Weinböhla 63 bei Dresden.

Lesen bringt Gewinn! Gratis u. fr. erhält jedermann meine neuen Prospekte üb. hochinteressante, lehrreiche und mögliche Bücher. Rüttieren Sie eine Anfrage!

Mit Wendel, Verhandbuchhandl., Dresden R. 8

Werfen Sie Ihr Geld nicht fort

f. billige, wertlose Fabrikate, sondern

taufen Sie meine best. ehr. h. h. edite Hingfongessenz

ein unübertroffenes Hausmittel, das

in keiner Familie fehlen sollte, f. A. 8,60

pr. Dutz., 50 Pfäsch. für M. 9, portofr.

Verdoratorium Lichtenheldt

Wieselsbach (Thür. Walb.)

Preislist. u. viele andere Heil- u. Tier-

ärzneimitt. Seif. u. Parfümerien gratis.



GROSSE MATRATZEN

Betten
NETTOSTELLEN
12 MARK

(Oberbett, Unterbett, Kissen- und Wühl, mit garantiert neuen Federn gefüllt. In besserer Ausführung M. 15 u. 20, dsgl. zweischläfig M. 18, 22, 29½. Holzbettstelle wie obige Ausbildung mit Matratze und Seitlisen, einschläfig M. 20, zweischläfig M. 25. Versand bei freier Wwp. geg. Nachnahme. Umtausch oder Rücksendung gestattet. Ungarische Bettfedern- und Betten-Fabrik in Hamburg N. 3. Preisliste frei! Ruhrt. Nachbestellung.

Alles

für Disponentenarbeiten, Vorlagen für Laubfägerei, Schnitzerei, Holzbran. u. sowie alle Utensilien u. Materialien hiezu. Ill. Cataloge 10 &. May & Widmayer, München 130.

Garnitur für Gute. Preisliste frei. Wilhelm Harwig in Markneukirchen L. 8. Welches Instrument gekauft werden soll, bitte anzugeben.

Optische Artikel.

Echte goldene Ringe v. 0,95 an Kaffeeservice, vorz. At. v. 8,20 an photographie - Albums v. 1,- an Musikwerken, Platten v. 3,50 an Operngläser mit Etui v. 3,50 an

Wirklich billige u. anerk. reelle Bezugsquelle für Wiederverkäufer, Uhrmacher u. Händler.

Photogr. Apparate.

Händler und Hausierer

verlangt Preisliste üb. Kurz-, Band-, Leder- u. Stahlwaren, Seife u. alle einschläg. Artikel von Wilhem Sonnenberg (Hn. B. Rosenthal), Hamburg, 1. Großneumarkt 24, Eßzial - Gen. groß-Geschäft nur für Händler, Hausierer u. Marktstände. Versand überallhin gegen Nachnahme.

Magerkeit
Schöne, volle Körperperformen durch unser Oriental-Kraftpulver, preisgekrönt, goldene Medaille Paris 1900. Hygiene-Ausstellung und goldene Medaille Hamburg 1901; in 5-8 Wochen bis zu 5 Pfund Zunahme, garantiert unabhängig. Streng reell - kein Schwund. Viele Dankschreiben. Preis: Karton M. 2. Postanweisung o. Nachnahme mit Gebrauchsantwortschein. Hygienisches Institut D. Franz Steiner & Co. Berlin 170, Königgrätzerstraße 78.

Wollen Sie

einen vorzüglichen Kinder-Sport, Kräutern, Spiel, Puppen u. Leiterwagen, Tomb. Kindertafel, Schlitt. Holz- u. Eisenbettstell. Bill. kaufen, verlangt Sie grat. u. fr. die neuest. Kat. aus dem I. Deutschen Spazier-Kinderwag.-Verbandhaus Oläser, Halle a. d. S. 4, Marienstr. 21. Vers. Jacht. nach all. deutsch. Bahnhof. Aufreis. Wunschnausgaben, Baby-Ausst.

Hygienische

Bedarfsartikel. Neuester Katalog mit Empfehl. vieler Aerzte und Profess. gratis und franko.

H. Unger, Berlin N., Friedrichstr. 1810.

Zuchthühner
beste Winterleger, za. 6 Monate alt, belieb. Farben, garantiert. Ich. Ank. 20 St. franko At. 24, Postk. 8-781. M. 7,80 Altneu, Schirnding 25, Bayern.

Kluge Frau
ist nur jene, welche das für jede Familie wichtigste hygienische Buch, "Die Frau von Frau Anna Hein, fr. Oberhebamme a. d. geburts-hilf. Klinik d. Kgl. Charité zu Berlin, gegen 50 Pf. in Briefm. bestellt von Frau Anna Hein, Berlin S. 100, Oranien-strasse 65.

Hienfong - Essenz

für Wieverbekäufer 1 Dutz. M. 2,50, 30 Flaschen kostetstet überall hin M. 7. Laboratorium F. Seifert Ditterbach No. 10 b. Waldenburg (Schles.).

Puppen

nur besten Fabrikates! Keine Bazarware. Versand an Direktor billigster Private! Illustr. Preisliste gratis und franko. H. u. A. Arnoldi, Hüttensteinach 261. Thür.

Hygienische

Bedarfsartikel empfiehlt: Rudolphs Versandhaus Dresden-A. 62, Zwingerstr. 8.

Belehr. Broschüre von Dr. Lindner gegen 50 Pf. (Brsch.) Ill. Preisliste frei.

D. R. G. M. 130855.

Ein neues Musikinstrument, Kloster-glocken genannt, offeriert die Firma O. G. F. Meister, Braunschweig 181 (St. Hannover). Dasselbe besteht aus 15 abgestimmten Glocken, welche numeriert sind, sodass jeder nach den mitgelieferten Mustertüpfen sofort darauf spielen kann. Das hübsche Instrument eignet sich sehr zu Geschenken. Genannte Firma liefert auch alle anderen Musikinstrumente in besserer Ausführung, welches durch mehrere Tausende Anmerkungen besiegelt wird.

UIK-Musik.

neuestes Scherz-Instrument, der + fidele

Dudelsack

nach Anleitung sofort spielbar. Riesen-Lach-Erfolg.

No. 1, p. 1 St. M. 1,75, 2 St. 3,30, 4 St. (Quartett) 6,-, 6 St. 8,50 franko.

No. 2, Extra gross u. stark p. 1 St. M. 2,75, 2 Stück 5,-, 4 Stück (Quartett) 9,50, 6 Stück 13,50 franko. Nachn. extra.

Gotth. Hayn, Breslau 59.

Tautentienstrasse 67.

Gegen nur 2 Mk.

Monatszahlung verande ich überallhin anerkannt vorzügliche

Musikwerke

selbstspielend und zum Drehen von 18 Mk. an. Reale sohrstl. Garantie. Friedrich Riebe, Breslau 170.

Illustrierte Preisliste kostenfrei.

10 Minuten

im Umkreise in Zeit von 2 St. längst m. unter Garantie mit meinem erf. Witterungsbrodt läuft. Ratten, Mäuse, Hamster bis auf die letzten, auf ganz einfache Weise, ohne Fallen. Fortw. Dankeschreiben. Nur direkter Versand von 50 Pf. an, 1 kg M. 3. Ferner empfiehle m. unter Garantie sofort sicher wirkenden Rodfutter. u. Witterungspräparate, für alles Haubzeug a. M. 3, für Tauben und Fische a. M. 2.

Hugo Keck, Halle a. S.

Billige böhmische Bettfedern!

10 Pf. neue geschl.

bessere A. 8, bessere A. 10,

weiße dannenw. A. 15,

A. 20, schnew. dau-

nenweiche A. 25, M. 80. Versand franko,

zollfrei, per Nachnahme. Umtausch und Rücknahme geg. Portovergütung gestattet.

Benedikt Sachsel, Lobes 311, Post Pilsen, Böhmen.

Für den Inserenten verantwortlich: Mich. Cohen in Hamburg. — Druck und Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co. in Hamburg.

Schichtwechsel im Bergwerk. Nach dem Gemälde von Jean Paul Laurens.



eh das Weltmeer zur Aufnahme von pflanzlichen und tierischen Organismen fähig war. Man muß sagen: das Weltmeer, denn ein Festland gab es im Anfang sicherlich nicht. Die erstarrte Oberfläche der Erde war damals noch nicht in der Weise gefaltet wie heutzutage. Noch gab es keine Berge und Täler, keine Höhen und Senkungen. Wenigstens waren die Niederschläge nur sehr unbedeutend. Denn alle Gebirgsbildung ist ein Prozeß, der sich erst später einstellte oder, wenn er schon damals stattfand, doch noch keine großen Wirkungen vollbringen konnte. Zedenfalls war aber der Wasserreichtum in jenen ersten Jahrhunderten nach dem Erstarren der Erdkruste so bedeutend, daß es die ganze Oberfläche unseres Planeten bedeckte. Es gab damals ein einziges, großes zusammenhängendes Weltmeer. Allein dieses Weltmeer war nicht sehr tief, es stand überall in ziemlich gleichmäßig niedriger Höhe über dem Erdboden. Eine eigentliche Tiefsee war also damals auch nicht vorhanden.

Diese ununterbrochene Wasserbedeckung auf der Erde mag lange Zeiträume angehalten haben, sie währte fast die ganze Ära des Altertums hindurch. Und wir sind hier keineswegs nur auf Vermutungen angewiesen, vielmehr können wir hier unsere Schlüsse mit großer Wahrscheinlichkeit ziehen. Landtiere und Landpflanzen treten nämlich erst gegen das Ende des Altertums der Erde auf. Wenn man bedenkt, daß alle Typen der Wassertiere gleich auf einmal in den ältesten Ablagerungen des Meeresbodens zu finden sind, so würden damals ohne Zweifel auch schon Landbewohner entstanden sein, wenn es Land gegeben hätte. Es gab damals aber auch noch keine Tiefseebecken, in denen sich das Wasser hätte sammeln können, und weil es diese nicht gab, so tauchten auch noch nirgends Festlandsmassen aus den Fluten des Weltmeeres hervor. Während des ganzen Altertums der Erde hat sich kein Tiefseetier gebildet, und auch das offenbar nur deshalb, weil es noch keine tiefen Meeresbecken gab. Erst gegen Ende dieses Zeitalters mögen sie entstanden sein, und es ist vielleicht kein Zufall, daß die Entstehung der Tiefseebecken zeitlich auf die Grenze zwischen Altertum und Mittelalter der Erde fällt. Eine neue Welt von Tieren und Pflanzen erhebt sich zu Beginn des Mittelalters und steht in ihren sehr differenzierten Formen deutlich von den altertümlichen Organismen der vorhergehenden Zeiten ab. Es ist nicht unmöglich, daß die geologischen Veränderungen auf der Erde dieses neue Zeitalter heraufgeführt haben.

Wie die Entwicklung einer primitiven Tier- und Pflanzenwelt, so ist die allmäßliche Entstehung einiger Landfesten der Charakterzug des Altertums der Erde. Im Laufe der Zeit verschob sich allmäßlich das Niveau des Meeresbodens; große Strecken senkten sich etwas ein, andere wiederum hoben sich etwas in die Höhe. Hier und da wurde das Wasser so seicht, daß eine Art Sumpfland entstand. Gegen das Ende des Zeitalters vollzog sich nun jene gewaltige Revolution, bei der große Gebiete der Erdrinde mit in die Tiefe sanken. Das Wasser konnte sich hier in großen Becken sammeln und gleichzeitig konnte sich dadurch natürlich der Boden anderwärts von seiner Wasserbedeckung befreien, allein die Tiefseebecken waren doch keineswegs so ausgedehnt wie in der Gegenwart, sie nahmen nur einen sehr geringen Teil des heutigen Meeres ein, denn später sind noch große Gebiete der Erdoberfläche in die Tiefe gesunken, nur ebenfalls noch Tiefseebecken zu bilden. Im Laufe der Zeit hat sich also das Gebiet des Wassers vermehrt. Gegen das Ende des geologischen Altertums war es ohne Zweifel noch sehr klein, und damit hing es auch zusammen, daß damals die Festlandsmassen noch eine sehr geringe Ausdehnung hatten. Von der Neuzeit der Erde an wurden die Kontinente nachweislich immer größer auf Kosten des Meeres; damals waren sie nichts als kleine Inseln in den Fluten des allumfassenden Weltmeeres, und auch diese Inseln waren erst zum größten Teil Sumpfländereien, die nicht sehr hoch über dem Meeresspiegel lagen.

Wir wissen nicht, ob jene Einfaltung der Erdrinde zu diesen Meeresbecken damals sich ganz all-

mäßiglich vollzog oder ob sie das Resultat verschiedener großer Katastrophen, die öfters wiederkehrten, gewesen ist. Gewaltig lang ist ja jene alte Zeitära der Erde, Jahrtausende umfaßt sie; das Leben vollzog sich langsam in jenen gewaltigen Wassermassen, deren Strukturen und Zustände kein intelligentes Wesen miterlebt hat. Es ist aber eine sehr merkwürdige Tatsache, daß sich zu Ende eben dieser Ära noch eine andere bedeutungsvolle Revolution der Erdrinde abspielte. Damals nämlich entstanden die ersten ausgedehnten Gebirgszüge, und es entstanden ihrer eine ganze Reihe. In Europa entstande sich damals der lange Gebirgszug auf, der sich von den Ardennen an über die deutschen Mittelgebirge bis zu den Karpathen hin erstreckt. Die heutigen, zentral-europäischen Mittelgebirge sind freilich nur noch die vom Wasser abgetragenen Bruchstücke dieses großen, ursprünglich ganz einheitlichen Gebirgszuges. Das rheinische Schiefergebirge, der Taunus, die Vogesen, Schwarzwald, Odenwald, Fichtelgebirge, Frankenwald, Erzgebirge, Miesengebirge, alles das sind Produkte jenes sogenannten varistischen Gebirgszuges, der sich gegen den Schluss des geologischen Altertums in die Höhe hob. Ein anderes größeres Gebirge erstreckte sich vom südlichen England aus über Belgien und einen größeren Teil von Frankreich. In Nordamerika entstand damals ein mächtiges Faltengebirge, dessen Züge der atlantischen Küste parallel ließen und das nach Westen zu flacher wurde, während es in dem heutigen Alleghany-Gebirge im Osten seinen Höhepunkt erreichte. Reihenweise gewaltige Hebungen fanden zu jener Zeit auch im östlichen Russen, in Hindostan und in Südafrika statt. Kurzum, zum ersten Male erfuhr die junge Erdrinde eine gründliche Erschütterung ihres bisherigen Gleichgewichtes. Hier bildeten sich tiefe Meeresbecken, da schoben sich weite Ländereien zu mächtigen Felsengebirgen zusammen.

Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß die Abwärts- wie die Aufwärtsbewegung der Erdrinde nicht nur zeitlich zusammenfielen, sondern daß sie im engsten, ursächlichen Zusammenhang miteinander standen. Was auch immer die Erdrinde erschüttert haben mag, es ist anzunehmen, daß dieselbe gebirgsbildende Kraft, die auf der einen Seite weite Gebiete in die Tiefe zog, auf der anderen Seite entsprechende Bezirke in die Höhe trieb. Am einfachsten ergibt sich uns ein klares Bild von den geologischen Vorgängen jener alten Zeiten, wenn wir annehmen, daß die Erdrinde in Schollen auf der feurig-flüssigen Masse des Erdkerus schwimmt und daß gewisse Schollen infolge ihrer Schwere tiefer einsanken. Beim Einsinken verdrängten sie die vulkanische Flüssigkeit und diese mußte sich anderwärts eine Bahn suchen, sie mußte an anderer Stelle Teile der Erdrinde in die Höhe treiben. Naturgemäß werden aber diejenigen Erdschollen durch den hydrostatischen Druck in die Höhe gehoben werden sein, welche am leichtesten waren. Diese Anschaubarung stimmt auch sehr gut mit der Tatsache überein, daß wirklich das Land unter dem Meere ein sehr schweres Gewicht hat, die Gebirge dagegen, überhaupt das Festland, viel leichter sind.

So stellt sich uns denn jetzt die Geschichte der Erde im Altertum folgendermaßen dar: Als die Oberfläche erstarrt war, wird die Erde von einer dichten, finsternen Atmosphäre umgeben, die vor allem unermessliche Mengen von Wasserdampf enthält. Bei stärkerer Abkühlung fällt der letztere als Regen in unangenehmen Strömen nieder. Es bildet sich auf der ganz ebenen Bodenfläche ein gleichmäßig tiefes oder vielmehr verhältnismäßig seichtes Meer. Ganz allmäßlich senkt sich aber der Boden hier und da etwas ein, während an anderen Stellen einige Festlandsinseln oder Sumpfländereien entstehen. Gegen das Ende des geologischen Altertums vollzieht sich indeß eine heftige Erschütterung der Erdrinde, es senken sich tiefe Meeresbecken ein, während anderseits einige gewaltige Gebirge aufgeworfen werden. Das Wasser sammelt sich immer mehr in den tiefen Becken, und es entstehen die ersten Festländer, deren Gebiet freilich nur einen kleinen Teil der heutigen Kontinentmasse darstellt.

Wir lesen die genauere Geschichte der Erde in jenen alten Zeiten aus den Ablagerungen, die sie damals gebildet haben. Solche Ablagerungen können auf sehr verschiedene Weise entstehen. Sie kommen z. B. dadurch zu Stande, daß das Wasser, vielleicht ein Fluß, die aufgelösten Erdpartikelchen, die es mit sich führt, an seiner Mündung verliert, den Schlamm und Sand sinkt zu Boden und bildet nach und nach dicke Lagen von Erde, in die natürlich auch Tiere eingebettet werden, zumal Schalentiere, Krebse von Wirbeltieren, Kerle von Mikroorganismen, die sich im Bereich der Ablagerung befinden. Solche Ablagerungen konnten nun natürlich im Beginn des geologischen Altertums nicht entstehen, denn damals gab es ja noch kein Land, also auch keine Flüsse und Flussablagerungen, und eben aus dem Fehlen jeder Landablagerung haben wir ja auf den Zustand der Erde in jenen ältesten Zeiten schließen können. Aber auch das Meer ist imstande, Ablagerungen zu schaffen. Schon als der große Ozean auf die noch sehr heiße Erde herunterprasselte, mag er das Gestein arg mitgenommen haben. Steinerne Tropfen höhlt auch den Stein, und der damalige Ozean war so gewaltig, daß er sicher einen großen Teil der Bodenoberfläche zerstörte. Das in kleine Schlammtellchen zerriebene Gesteinsmaterial wurde nun von den Wasserströmen erfaßt und hin und her getrieben. War die Erdrinde auch noch nicht in Berge und Täler geritzelt, kleine Erhebungen und Einsenkungen — betrug der Niveauunterschied auch nur wenige Meter — gab es schon damals. Die Wellen des Meeres nahmen also das Material und trugen es nach solchen tiefen Stellen, die eben wegen ihrer Tiefe ruhiger waren; hier sammelten sich die Ablagerungen an. Das Wasser löste aber auch viele Substanzen des Bodens auf, so nahm es ungeheure Mengen von Salz und Kalk in sich auf. Kurzum, es fehlte auch in den ältesten Zeiten, als noch das Meer die ganze Erdoberfläche bedeckte, nicht an Material, um Ablagerungen entstehen zu lassen. So finden wir denn an vielen Stellen der Erde mächtige Gesteinsschichten, die jenen ältesten Zeiten ihren Ursprung verdanken. In jeder einzelnen Periode des geologischen Altertums sind natürlich besondere Gesteinsschichten abgelagert worden. Während die frischesten nur Meeresablagerungen sind, verraten einige der späteren durch ihre Einschlüsse von Landpflanzen und Landtieren, daß sie im Süßwasser entstanden sind.

Alle Ablagerungen, sowohl die jener ältesten wie auch der späteren Zeiten, zeigen natürlich einen Boden vorans, aus dessen Material sie gebildet wurden. Später wurden allerdings auch bereits zu Stein verfestigte Ablagerungen wiederum zerstört, so daß ihr Material zum zweiten Male oder noch öfter neue Ablagerungen aufbauen half; allein, es muß doch ein ursprünglicher Boden erst einmal vorhanden sein, um als Grundmaterial für den Aufbau aller späteren Schichten zu dienen. Dieses Grundmaterial lieferte nun die alte Erdoberfläche, die ehemals flüssig, jetzt erstarrt war; man nennt sie deshalb die Erstarrungskruste. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß letztere so vollständig durch die Kräfte, die die Erdoberfläche beständig umgestalten: das Wasser, den Wind etc., zertrümmert worden ist, daß von ihr jetzt nichts mehr aufzufinden wäre; allenfalls mög im Laufe der Zeit die Oberfläche dieser alten Erdrinde stark mitgenommen worden sein, allein an manchen Stellen hat sich doch das Land so weit gehoben, daß auch untere Partien von ihr jetzt bis an die Erdoberfläche gerückt sein dürften. Und diese Partien müßten doch zum mindesten sich noch unversehrt erhalten haben, also noch den alten Zustand aufweisen, den sie beim Festwerden in jenem Zeitpunkt der Erstarrung besaßen.

Man findet nun an vielen Stellen der Erde unter den ältesten Ablagerungen gewisse zum Teil außerordentlich mächtige Gesteinsschichten, die in ihren inneren Teilen vielleicht nicht durch Ablagerung entstanden sind. Diese uralten Gesteinsschichten gehen wahrscheinlich in ihren tiefer gelegenen Teilen in die ehemalige Erstarrungskruste über.

(Schluß folgt.)

→ Andreaszauber. ←

Von A. F. Krause.

Ger hente bei dem Fleibig-Gute auf der kleinen Seite im Oberdorfe vorbelging, blieb verwundert stehen und starnte durch den Staketenzaun hinüber nach den hell erleuchteten Wohnstübchenfenstern. Lantes Mädelchenlachen und Schwaben drang verworren herans, dazwischen manchmal schrilles Aufkreischen und wieder Gesichter. Man wunderte sich, daß es so laut hente zuging bei der Fleibig-Bäuerin, und wer vorüberkam, schüttete den Kopf und räusperte sich, spuckte aus, murte vor sich hin: „Nee, nee, Ihr Leutel!“ und trottete weiter.

* * *

Drinnen klammerte man sich nicht um die Verwunderungen.

Es war eine lustige Gesellschaft hente betrieben, Mädelchen aus dem Dorfe, nicht ein junger Bursche.

Die Tassen hatte man schon abgeräumt, aber in der Luft hing noch ein fader Duft von Kuchen und Kaffee. Die Mädelchen hatten ihre Strickstrümpfe mit, einige auch Häkelarbeiten oder Stickereien. Die Arbeit wurde oft unterbrochen, wenn eine etwas erzählte oder die andere genestet wurde.

Mitten unter dem jungen Volk saß die Fleibig-Bäuerin und spann; sie war wohl die einzige im Dorfe, die es noch konnte und läste.

Nach alter Bauernweise hieß sie darauf, daß nur elgengespönenes Leinen im Hause war; von dem „neinobfscha Gelümpe“, das man heutzutage zu kaufen bekam, wollte sie nichts wissen: „'s is dünn wie Papier und reißt wie Schoflader!“

Die Spindel sang, die Stricknadeln klappten, die Mädelchen lacherten, schwatzten, lachten und kreischten, und die Bäuerin war wieder jung mit ihnen.

„Sattersch, sattersch, Ihr Madla, a su a Obend, das is mei Pläster“, rief sie immer wieder. Ihr Gesicht strahlte, die auch sonst recht strahlten Hände slogen hente nur so, und der Mund stand selten stille.

Sie hatte viel zu erzählen aus alter Zeit, und wenn sie anhob, hielten alle anderen Zungen inne und oft gernig auch die klapprnden Nadeln, wenn es gar so spaunend und gruselig wurde. Dann sah wohl auch die Marie vom Stroher-Bauer von ihrer Stickerei auf und horchte; sie zeigte dabei gerne ein unglaubliches Lächeln, denn sie war ein aufgeklärtes Mädelchen und glaubte keine Spukgeschichten, ihr Bruder studierte in Breslau Philosophie.

In der alten Frau war trotz der Jahre noch viel lebendige Beweglichkeit bei der Arbeit wie beim Erzählen, daß sie jünger schien.

* * *

Es war Andreasabend hente. Zwar im Oktober geboren, feierte sie doch ihren Geburtstag seit langem schon erst am Andreasabend. Da lebte ihre fröhliche Jugend wieder auf mit allen herzlichen Freunden und süßen Geheimnissen, mit allem Glück, mit aller Liebe und Lust.

In diesem Abend fielen die Jahre von ihr ab wie alter Blunder, und sie stand mitten in dem Mädelchenschwarm wie im Glanz ihrer Jungmädchenjahre.

Aus den frischen, rostigen, runden Mädelchengesichtern lachte die eigene Jugend sie an. Darum konnte sie an diesem Abend keine alten, runzligen Gesichter um sich leiden; eine alte Magd, die schon seit Jahrzehnten auf dem Fleibig-Gute diente, mußte vom Hofe zu Verwandten und durfte erst nach Tagen wiederkommen, wenn die Bäuerin wieder im alten Geleise war.

Bei Fleibigs, das war weit und breit bekannt, diente das schönste Gesinde, die stattlichsten Burschen, die frischesten Dirnen. Heute waren die lustigsten und hübschesten Mädelchen des Dorfes bei ihr ver-

sammelt, und es galt ihr gleich, ob Magd oder Bauerntochter.

Sie mußten sich hier vertragen, und sie vertrogen sich auch, es war eine Ehre, am Andreasabend zur Fleibigmittler kommen zu dürfen. Alle Burschen schätzten die Mädelchen danach ein.

Hente schien die Bäuerin ganz in ihrer Jugend untergetaucht zu sein; sie war übermütiger als sonst wohl an solchen Abenden.

„'s is a necksch Ding ihm a Andreasabend,“ meinte die Fleibig-Bäuerin mitten im fröhlichsten Trubel, „man wird richtig wie a jung Madla. Ihr hentgen Madla seid ju gar keine richtigen Madla nich. Zu meiner Zeit, do warn ber ganz andre Dingerla, o du jemine!“

Unter der jungen Gesellschaft erhob sich eifriges Widersprechen.

„Sille seid'r, Ihr Fröwäller. Was macht Ihr d'n am Andreasabend, hä? Wir zu meiner Zeit, o du meinesse, wir soha nich und stricla, das kumt 'r gleebal Am Andreasabende nich!“

Alle warfen die Arbeit fort, sprangen auf, schrieen und lachten durcheinander; die Alte wurde mit Bitten bestürmt.

„Sagt Euch alle ihm a Tisch. Pauline, Du sunn amol har!“

* * *

Während die Mädelchen durcheinander wirbelten, stillte sie einen und um den Tisch sich gruppierten, gab die Bäuerin ihrer Magd einen Auftrag, den die anderen nicht verstehen konnten.

Die dralle Dirne lachte laut auf und schlug eilig die Tür hinter sich zu.

„Über na gelt, Mutter Fleibigen,“ warf Marie hin, als alle endlich Platz gefunden hatten, „wir branchen nich all's zu glauben, was Ihr uns vor macht?“

Die Alte wurde giftig; ihre Augen funkelten unter der schwarzeideben Haube hervor in grünlichem Lichte.

Sie bungte den Oberkörper nach vorn und fuhr die Sprecherin scharf an:

„Was willste, hä? Undersieh Dich noch amol!“

„Se gleebt nich,“ lacherte Auguste.

„Se gleebt nich, se gleebt nich, wenn se nich gleebt, do kann se ju giehu, ich ha nichste nich der wider. War dohie is, der muß a richtigen Glauba han. Guste do sein wer gute Freunde gewast. Hat er nich verstanda, ihr Madla? Das wär' mir asu!“

Die Mädelchen waren bei den zornigen Worten der Bäuerin kleinlaut geworden und sahen in den Schoß.

Nur Auguste war eine Vorläuferin:

„Die Marie, die gleebt überhaupt nich; sie soate amol uf nich, 's wär' nich all's wahr, was d'r Herr Gott ei d'r Kerche soat!“

„Was weßt d'n Du!“ fuhr die Verklagte zornig dazwischen.

„Grade, Du hust's gesoat!“

„In, und über mich soate se amol, 's gäb glee kemi Teufel nich,“ warf ein anderes Mädelchen dazwischen.

Da schrie Marie:

„Und 's gibt irscht grade kemi nich, mei Bruder hot irscht in gesoat, dar muß 's wissen, dar studiert ei Brassel!“

„Was bei Bruber schunt wesz! Mei Vater soat, a studierte glee ei Brassel Bierologie!“ trumpfte Auguste aus, zum allgemeinen Gelächter der anderen Mädelchen.

„Was is d'n Bierologie?“ fragte eine Stimme im Hintergrunde.

„A sefft!“ schrie Auguste als Antwort, und alle lachten aus vollem Halse.

„'s is nich wahr, 's is nich wahr!“ schrie Marie wildend und brach plötzlich in heftiges Weinen

aus, daß alle still wurden, um danach nur noch lauter und lustiger zu lachen:

„Die tinnme Gaus, die flemt wegen nischt und wieder nischt!“

* * *

Da wurde die Tür aufgerissen und ein Männergesicht lachte herein.

„Kumm ock rei, Paule, kumm,“ rief die Mutter.

Der junge Bursche wurde mit Klauen und Lachen empfangen.

Er sprang fast herzu, griff eines der Mädelchen und klatschte es; die anderen stoben freischaffend auseinander.

„Was hots denn, was hots denn, Ihr Täubla,“ rief er und tat verwundert, „'s kumma alle dran, galt Euch ock anstrebe!“

Und die Mädelchen kreischten noch mehr.

Er trieb mit jeder kleinen Mützchen; bald fasste er die um die Hüften und wirbelte sie durch die geräumige Stube, bald tätschelte er eine andere oder versuchte, mitwillig einer dritten einen Fuß zu rauben.

Nicht immer kam er dabei so gut an, wie das erste Mal.

Endlich geriet er dann auch an das weinende Mädelchen:

„Tessas, do is ju och die Marie!“

Die wandte sich ab und schluchzte stärker. Aber seinen Scherzen gelang es bald, sie zu beruhigen, daß sie unter Tränen lachte.

Und sie schäkerten den ganzen Abend lustig miteinander . . .

* * *

Zwei heiße Augen beobachteten die beiden und ließen nicht ab von ihnen. Hedwig, des jungen Bauernsohnes weitausige Verwandte, war sonst seine Stille, hente aber redete sie kaum ein Wort. Sie wurde bald blaß, bald rot, und mußte immer wieder nach dem Ofen hinüberschauen, wo die Beiden saßen, die wie ein Liebespaar taten.

Augen und Mund des hübschen Burschen sprühten Neid und das Mädelchen hatte alle Tränen vergessen und lachte aus vollem Halse.

Zu Hedwig stieg es heiß auf: wenn die Marie nicht da war, tat er mit ihr so, und sie sah es gerne; und sie mußte weiter denken: wenn sie nicht da war, tat er vielleicht mit einer anderen so, die es nicht minder gern sah. Und als sie gar neben sich zwei flüstern hörte: „Die Beeden han a Techtelmechel mit'naud!“ packte die Leidenschaftliche eine Wut, daß sie hätte hinausrennen mögen in die Nacht oder hinauf in ihre stillen Stämmer, sich auszuweinen.

* * *

Da trat Pauline wieder in die Stube und wurde mit hellem Gelächter empfangen:

„A Gausch . . . a Gausch!“

„Was soll d'n do warn?“ fragte der Bursche lachend, und die Mädelchen sicherten, daß ihnen die Tränen in die Augen traten.

Das feiste Tier im Arme der Magd reckte den Hals weit vor und schrie aus Leibeskraften.

„Nu rückt olle üm a Tisch . . . Du nich, Paulie, Du bist keine Junfer nich!“

„Do ha i wußt nei Kränzel schunt verlurn, hä? Verleichte hust Du's, Mariela?“

„'s kemiße schunt sein,“ rief Auguste, „a eegnes hot se so schunt nimmich!“

Marie wollte in heller Wut auf die andere eindringen.

Aber der Bursche sprang auf und beruhigte sie schnell wieder.

(Schluß folgt.)

* Gausch = Gänserich.

Feuilleton.

» Zeichenhalde. «

Unermeßlich düster lagert die Nacht.

Dumpf schweigt die Halde.

Flackige Gluttpufen dort und dort,
Weit umher,

In fernes Geländ hin.

In Riesenöfen eingezwängt

Zucken rotgewaltige Feuer ins Dunkel.

Finster brütendes Rohgemäuer

Schrikt jäh

Grellerheit in der Glut zusammen.

An den grinsenden Oesen hin und her

Huschen dunkle Gestalten,

Stumm,

Brandscheinrot.

Ruhelose gejagte Gedanken.

Die Haue geschultert,

In händen hängend vergitterte Lampen,

Müdegehetzt, —

Aus grenzenlosen Tiefen heraus

Steigen sie schleppend zurück

In dunkle Welt.

Fröstelnd ins Mark

Schleicht ergrimmt die Not durch steiniges Feld

Zum nacktkahlen Heim.

Aus den Oesen, die sie schaffend speist,

Zuckt grellrote Flamme höhnischen Dank

Über gebückte Nacken. — *franz Diederich.*

8

Die Nuss. Der Nussbaum stammt aus Persien, ist aber schon sehr lange in Europa heimisch. Merkwürdigweise erblicken die alten Deutschen in dem Nussbaum den Widerpart der Eiche; wie diese der Baum des Licht- und Blitzgottes war, so jener der des Gottes der Finsternis; ein Blaube, der vermutlich aus dem Heimatland des Baumes stammte, wo durch die ganze Schöpfung der Dualismus zwischen dem Lichtgott Ormuzd und seinem dunklen Widerspiel Shriman ging. Im mittelalterlichen Rom stand auf dem Platz der Kirche del popolo ein dachbelaubter Nussbaum, in dessen Nesten böse Geister hauseten. Papst Paschal II. tat den Baum in den Bett, er wurde gefällt und an seinem Standort die Kirche vom Volk erbaut.

Orthodoxe Juden enthalten sich des Genusses von Nüssen bis nach Ablauf der hohen Herbstfeiertage. Dagegen diente die Nuss wiederum vielfach der erotischen Symbolik. So bei den Römern, welche Neubarmahlste mit Nüssen bescherten. Ein rabbinischer Autor schreibt dem jungen Chemann einen Spruch vor, der dem Schöpfer daagt, daß er in den Gärten Eden (das Paradies) einen Nussbaum gepflanzt hat. Auch die Haselnuss wurde mit erotischen Dingen in Beziehung gebracht.

Noch heute besteht in Polen der alte Brauch, daß der Bräutigam am Sabbath vor der Hochzeit von den Frauen mit Haselnüssen beworfen wird. — rn.

9

Regentropfen. Schon der wenig geübte Beobachter kann bemerken, daß es Regentropfen von recht verschiedenen Größen gibt; am deutlichsten tritt das bei Beginn des Regens zu Tage, wenn die Tropfen nur in so geringer Anzahl fallen, daß auf dem Boden die einzelnen Spuren noch voneinander isoliert sind. Dann sieht man in einzelnen Fällen, daß die aufgeschlagenen Tropfen fast die Größe von Talerstückchen haben, während sie in anderen Fällen viel kleiner sind. Wenn also auch der Laie die Verschiedenartigkeit der Größe der Regentropfen konstatieren kann, sollte man um so eher vermuten, daß die Wissenschaft sich schon lange mit diesem Gegenstand beschäftigt hat — sonderbarerweise ist dies aber nicht der Fall gewesen. Man darf freilich nicht glauben, daß man den Gegenstand für zu unwichtig gehalten hätte. Denn jetzt haben sich in kurzer Zeit drei Forscher der Frage zugewandt, und die Resultate, die sie erhielten, lassen erwarten, daß man auf diesem Wege manchen interessanten Aufschluß über das Entstehen des Regens und andere meteorologische Zustände erhalten kann. Die Methode, die Größe der Regentropfen genau festzustellen, war folgende: In einem Kasten, der ge-

wöhnlich verschlossen gehalten und nur für kurze Beobachtungszeiten geöffnet wird, befindet sich Zickzappier; auf ihm werden einzelne Regentropfen aufgefangen; dann wird unter sorgfältiger Verhüllung von Verdunstung das so befeuchtete Papier gewogen. Nun mehr wird mit demselben Regenwasser ein genau gezeichnetes Gefäß gefüllt; auch dies wird gewogen, und nachdem man so bestimmt hat, wieviel ein Kubikzentimeter Regenwasser wiegt, kann man daraus berechnen, welchen Rauminhalt die vorher auf dem Zickzappier gewogenen Regentropfen haben, oder welche die einzelnen Tropfen bilden.

Das Resultat war, daß die Regentropfen noch bedeutend mehr voneinander abweichen, als man vorher schon angenommen hatte: während den Kleinsten von ihnen noch nicht einmal der Durchmesser von $\frac{1}{2}$ Millimeter kommt, erreichen die größten einen solchen von 6 Millimeter, so daß also der größte Durchmesser mehr als das dreißigfache des Kleinsten vorkommenden beträgt. Dabei verteilen sich die Tropfen nicht etwa gleichmäßig oder auch nur annähernd gleichmäßig auf die verschiedenen Größen, sondern am häufigsten sind die kleinsten Tropfen: bis $\frac{1}{2}$ Millimeter Durchmesser haben 41 prozent von allen beobachteten Regentropfen, während 5 bis 8 Millimeter Durchmesser nur 1½ prozent aufweisen. Aber diese Abnahme der Häufigkeit geht auch nicht regelmäßig und proportional der Größenzunahme vor sich, sondern es zeigt sich eine Anomalie: $\frac{1}{2}$ bis 1 Millimeter Durchmesser haben 32½ prozent, der gemessenen Tropfen, 1 bis $1\frac{1}{2}$ Millimeter besitzen 11 prozent, $1\frac{1}{2}$ bis 2 Millimeter noch etwa 8 prozent, 2 bis $2\frac{1}{2}$ Millimeter nur noch 1½ prozent. Nun tritt aber eine Lücke auf: Regentropfen mit dem Durchmesser von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Millimeter kommen überhaupt nicht vor; dann aber steigt die Prozentzahl für die Tropfen mit 3 bis 4 Millimeter Durchmesser wieder auf 5 prozent, und auch die mit 4 bis 5 Millimeter Durchmesser bilden noch beinahe 4 prozent. Es läßt sich nicht annehmen, daß die in dieser Reihe fehlenden Tropfen, die Augeln mit $2\frac{1}{2}$ bis 3 Millimeter Durchmesser, von Hause aus nicht vorkommen; man nimmt vielmehr an, daß gerade sie so lange Zeit schweben, daß sie von anderen eingeholt werden und sich mit ihnen vereinigen; dadurch wird auch der hohe Prozentsatz der größeren Tropfen, der von 3 bis 4 Millimeter Durchmesser, verständlich, weil eben solche Zusammensetzungen auf vielerlei Weise, durch Vereinigung sehr verschieden großer Tropfen entstehen können. Zedenfalls zeigen schon diese Beobachtungsergebnisse, daß die Tropfengröße Aufschluß über manches geben und Anregung zu noch weiterem Studium bieten kann. Und zwar kommt hier zunächst die Geschwindigkeit in Betracht, mit der die Regentropfen fallen, denn sie ist ja maßgebend für das Zusammenballen mehrerer Regentropfen. So hat man denn auch sofort die Geschwindigkeit der fallenden Regentropfen zu bestimmen gesucht.

Die erste dabei angewandte Methode war nicht gerade einwandfrei. Man konstruierte eine besondere Fallmaschine, aus der Wasser tropfen von den Größen, die man bei Regentropfen festgestellt hatte, so herabfallen, daß man die Fallgeschwindigkeit direkt messen konnte. Aber es ist nicht sicher, ob die Bedingungen der Fallmaschine so gewählt waren, daß sie denen der in freier Luft aus beträchtlicher Höhe fallenden Regentropfen entsprachen. Überläßiger ist dagegen die Methode mittels photographischer Aufnahme. Bekanntlich messen die Astronomen schon seit langerer Zeit die Geschwindigkeit von Meteoren dadurch, daß sie sie photographieren, wobei der Himmelskörper auf der photographischen Platte eine nach seiner Größe kleinere oder stärkere Linie herbringt; aus der Länge dieser Linie, der Zeit, während deren die Platte exponiert war und gewissen bekannten Winkeln kann man die Geschwindigkeit des Meteors genau bestimmen. Ebenso photographierte man also fallende Regentropfen, und aus der Länge der Linie, die sich auf der Platte zeigte, und aus der genau bekannten Expositionszeit ließ sich die Geschwindigkeit des fallenden Regentropfens finden. Es ergab sich, daß auch diese Geschwindigkeiten sehr verschieden groß sind. Man fand Regentropfen, die in der Sekunde beinahe 9 Meter fallen, und wieder solche, die in der gleichen Zeit nur $1\frac{1}{2}$ Meter Fallhöhe zurücklegen. Die Stärke der photographischen Linien, die ja der Größe der Regentropfen entsprechend breiter oder schmäler sind, ließ erkennen, daß die größten Tropfen die größte Fallgeschwindigkeit besitzen. Dies ist auch leicht erkläbar, denn je kleiner ein Regentropfen ist, um so besser kann er sich in der Luft schwebend erhalten, während die größeren Tropfen vermöge ihres größeren Gewichts auch die Reibung der Luft leichter

überwinden und glatt zu Boden sinken. Aus der Stärke der Luftreibung und der Oberflächengeschwindigkeit der Tropfen versucht man eine ungefähre Berechnung ihrer Fallgeschwindigkeit anzustellen, und es ergab sich, daß bei den vorhandenen Tropfengrößen eigentlich noch langsamere Tropfenfälle vorkommen müssten, als tatsächlich beobachtet wurden. Da diesen Widerspruch zwischen Beobachtung und theoretischer Berechnung könnte man aussären: i) allerkleinsten Tropfen, diejenigen nämlich, die einen Durchmesser höchstens $\frac{1}{2}$ Millimeter besaß, sind wahrscheinlich, daß sie überhaupt keine Spur auf der photographischen Platte hinterlassen. Da aber die kleinsten Tropfen nicht weniger als 6% prozent von allen vorkommenden ausmachen, darf man ihre Geschwindigkeit nicht unbeobachtet lassen; das Muster ist gegeben: Die Technik muß photographische Linsen von solcher Art konstruieren, daß von ihnen weniger Licht verschlucht, mehr Licht als bisher auf der photographischen Platte zugeführt wird, und andererseits muß man Platten von solcher Lichtempfindlichkeit beschaffen, daß sie auch bei Lichtschwäche Regentropfen nicht versagen. Wenn diese Voraussetzung erfüllt sind, wird Möglichkeit zu weiteren interessanten Beobachtungen an Regentropfen gegeben sein. —

Zwei brasiliatische Mosquitos. In heißen Ländern belästigen bekanntlich gewisse Fliegenarten — Mosquitos — den Menschen in viel aufdringlicherer und unangenehmerer Weise als bei uns. Leider haben aber manche Mosquitos noch eine viel unheilvollere Bedeutung für den Menschen. Fliegen aus der Gattung Anopheles können nämlich den Parasiten der Malaria von Kranken auf Gesunde übertragen. E. A. Goeldi hat nun neuerdings in einer Schrift über zwei Mosquitos in Para (Para, 1904) seine Beobachtungen über diese beiden Fliegenarten veröffentlicht, die offenbar an der Verbreitung des gelben Fiebers beteiligt sind. Es handelt sich um eine Verwandte unserer Stechmücke, die lästige Stechmücke (*Culex fuscipennis*) und eine mehr tropische Art — *Stegomyia fasciata* —, deren Verwandte zum größten Teil in Afrika leben. Es ist deshalb wohl möglich, daß diese letztere Mücke wie Verfasser annimmt, aus Afrika stammte, und durch die Sklaventransporte nach Südamerika gebracht worden ist. Sie sieht hauptsächlich am Tage während die Stechmücke, wie das ja auch unsere einheimischen Arten tun, den Menschen vorwiegend zur Nachtzeit belästigen. Goeldi stellte Fütterungsversuche mit beiden Arten und mit den beiden Geschlechtern dieser Arten an. Er ernährte sie zum Teil mit Honig und zum Teil mit Blut. Bei reiner Honignahrung können Männchen wie Weibchen der beiden Mückenarten sehr lange leben, und zwar Stegomchia noch länger als die Stechmücke. Allein werden die Tiere ausschließlich mit Honig ernährt, so legen sie niemals Eier ab. Hat das Weibchen indes Blut gesaugt, so erfolgt die Eiablage sehr bald, und zwar legt es mehrere Häufchen von Eiern in kurzen Zeiträumen hintereinander ab. Bald darauf, spätestens aber zwei bis drei Tage nach der Eiablage der letzten Eier stirbt das Weibchen. Und bei anderer pflanzlicher Nahrung schritten die Mücken ebenso wenig zur Eiablage, wie bei der Honignahrung. Dagegen genügte für Stegomchia eine zweibis dreimalige Aufnahme von Blut, um ihren Betrag von Eiern — 85 bis 120 Stück — herorzubringen. Sehr schnell ist die Entwicklung der Eier. Bei Stegomchia schlüpfen die Larven durchschnittlich nach 108 Stunden, bei der Stechmücke gar schon nach 43 Stunden aus den Eiern. Die Stegomchia breitet sich, wie es scheint, mit dem menschlichen Verkehr immer weiter aus, sie ist in den größeren Städten sehr häufig und peinigt z. B. in Para während der heißen Tagesstunden die Menschen ganz außerordentlich. Uebrigens stechen nur die Weibchen, während die Männchen nur den Schweiß saugen, dabei aber auch ein lästiges Zischen auf der Haut hervorbringen. Die Stechmücke ist sehr scheuer und wilder, sie hat sich noch nicht so sehr an Parasiten des Menschen entwickelt. Dagegen zieht Stegomchia das Blut des Menschen allem anderen vor. Sie dürfte daher in erster Linie als Verbreiter des gelben Fiebers angepriesen werden. Allerdings ist der Erreger dieser Krankheit noch nicht entdeckt, aber das Zusammentreffen des Verbreitungsgebietes jener Mücke und des gelben Fiebers macht die Annahme Goeldis doch sehr wahrscheinlich.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.